

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 189. Bromberg, den 20. August 1935

Kameraden herzlich und rauh.

Roman von Michael Zorn. Urheberschutz für (Copyright 1935 by) Verlag Scherl-Berlin.

(5. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Fiederer und der Rothschädel waren hinunter mit den Gäulen. Sie hatten die zwei Gewehre aufgepackt, und schon hatte sie die Dunkelheit verschluckt. Es war sieben Uhr abends. Oktoberfinsternis herrschte. Der Himmel war grau und unfreundlich.

„Das richtige Wetter, damit ma verschwinden können!" meinte der Ladenhausen und hatte so unrecht nicht. Strahlender Sternenhimmel und lichter Mondschein passen schlecht zu nächtlichen Umstellungen. Da zahlt man drauf, weil der Feind besser schießen kann.

Der Kralizek war mit dem Hunde draußen. Der Zinner, dem es beim schweigsamen Ungarn unheimlich wurde, kam durch den Eingangsschlauch eingefahren und setzte sich schweigend in seine gewohnte Ecke. Der Ladenhausen war gewohnheitsmäßig damit beschäftigt, die lausverseuchten Falten seines Hemdes mit dickem Tabaksqualm zu desinfizieren. Er bildete sich ein, daß diese Methode helfe. Toni Rottenmanner kauerte neben dem Telephon und schlummerte wie ein Waldtier mit halboffenen Augen und empfangsbereitem Gehör.

Ta — ti—ta —ti — ta — quiekte das Mikrophon des Fernsprechers. Der Rottenmanner griff nach dem Hörer. Die Nacht war bis jetzt ziemlich ruhig verlaufen. Abgesehen vom Postenfeuer und einigen Artilleriegrüßen. Es mochte zwei Uhr morgens sein. Das Regiment hatte sich schon losgelöst und war zurück. Der Rottenmanner fröstelte. Er hatte kein gutes Gefühl, so allein hier oben.

„Hallo!" fragte er.

„Ja — hier Rothschädel! — Servus, Toni! Mir san g'sund abikommen. In der Frenzellaschlucht haben s' von der Grappa einiblättert. Aber mir san durch. Und jetzt, Toni, halt dich an und sperr die Ohren auf! Alsdann . .

Seit heute abend um achte is Waffenstillstand. Der Telephonoffizier von der Armee aus Levico hat's durchgegeben. — Wie der heißt? I weiß net. I hab' ihn g'fragt, und der is saugrob g'worden. Nach der Aussprach war's a Tschech.

Zweitens: Hinten bei Feltre raufen die Ungarn, die Polen und die Tschechen miteinander. Große Schießerei und Tote. Und die Italiener gehen dort aus die Stellungen vor. Dös hat mir a Ordonnanz vom Divisionskommando erzählt. Der is aus Liezen und tut net lugen . . . und er bitt' mich, ob er net mitkommen derf, die Division is schon seit gestern fort. I hab' g'sagt — ja!

Alsdann, mit Feltre is nix.

Aber der aus Liezen sagt, daß bis morgen abends noch die Züg' von Primolano und Borgo auf Bozen aufigehen. Und daß die Italiener dort net so leicht vorstoßen können, weil auf die Sieben Gemeinden oben noch Tiroler Landsturm und Standschützen stehen.

Alsdann, was i sagen will . . .

Mir müssen morgen zeitlich früh auf Primolano, wenn mir noch an Anschluß nach Obersteier kriegen wollen. Und i geh mit den Staffel voraus bis vor Primolano. Dort tu ich auf enk warten, und dann gengen mir alle auf einmal eini . . .

Und noch was — Toni, tu aber net schimpfen!

Denk dir, i hab' den Fiederer hing'schickt zur Fassungsstelle, die was halbwegs zwischen Cismon und Feltre is für den Grappa-Abschnitt.

Mit a paar Rösser. Er soll alles für uns fassen, was er kriegen kann, damit mir am Weg z'Haus net zum hungern brauchen. Nach zwa Stund' war er wieder da. — Er hat alles kriegt — ja — das heißt — er hat sich alles genommen . . .

Na, der tschechische Arzessist oder wie der Kerl heißt — is' net komisch, daß bei dera Verpflegung und die Fassungsstellen jetzt auf amal lauter Tschechen sitzen? —, den hat der Fiederer halt ans am Schädel tupft, weil der gleich mit dera Pistolen außi is. Und weil der Kerl g'sagt hat: „Dös is alles italienische Kriegsbeute!" So a Trottel! — Na, jetzt hat er sein Teil. Ja — und den Rest tut der Fiederer morgen anzünden . . .

I glaub', jetzt hab' i dir alles g'sagt. I wart' dich und die Leut morgen dort, wo dös lange Marineg'schütz einibaut war — bei der Serpentinen, vor Primolano. Jetzt tu du reden, Toni, bist einverstanden?"

Der Rottenmanner meinte: „Ich werd' dir in a paar Minuten sagen, was i denk'. Wart am Apparat!"

Der Toni ging hinüber zum Kadetten. Der war noch wach und vertrieb sich die Zeit, verschiedene Artilleriestationen vergeblich — anzurufen. Die Leitungen waren tot — gestorben. Sie sprachen nicht mehr. Der Rottenmanner hatte seine Karte mitgebracht. Mit schwerfälligen Worten, aber klar und einfach erzählte er dem Ungarn alles, was nötig war, um dem Artilleristen ein Bild der Lage zu geben. Auf der Karte studierten beide die Möglichkeit, im Fußmarsch über die Dolomiten in das Salzachtal zu kommen. Aber es war Ende Oktober, die Gebirge voll Schnee und Eis. Unmöglich!

Also mit der Bahn — dem letzten Zug!

Sie besprachen noch alle Einzelheiten, dann ging der Rottenmanner, um dem Florl zu sagen, daß der jetzt abmarschieren solle. Die Stellung werde er, der Rottenmanner, in der dritten Morgenstunde räumen. So daß der Rothschädel damit rechnen könne, die Kampfstaffel mit einer fünf- bis sechsstündigen Zeitdifferenz anmarschieren zu sehen.

„So um a elfe — zwölfe vormittag, da, glaub' ich, haben mir's g'schafft und sein bei dir!" schloß der Rottenmanner.

„I werd enk was Ordentliches zum Mittag kochen!" versprach der Florl und hängte den Hörer ab.

*

Der Toni Rottenmanner stand vor einer Gewissensfrage. Das ganze Leben hindurch bis zum heutigen Tage galt sein einfaches Wort. Gewiß — das Regiment war fort — auf dem Marsche nach der Heimat. Er aber, der Führer der Zweiten MG-Abteilung, hatte versprochen, bis zum morgigen Abend auszuharren. Er überlegte, prüfte

sich, kam zu der Überzeugung, daß er, wenn es sich um seine Person allein gehandelt hätte, geblieben wäre.

Aber da waren seine Leute, die Freunde, für die er die Verantwortung trug. Dumpf fühlte er, daß ihm das Leben dieser sechs — und das des jungen Ungarn — höher stand als ein gegebenes Wort. Kam es morgen zum Kampf, dann hatte er die Männer, die als Opfer eines Versprechens in der aussichtslosen Sache fielen, auf dem Gewissen. Und dieses Gewissen war durch vierjährigen Mord schon genug belastet. Viele Dinge kamen dem Toni in den Sinn, Dinge, die er pflichtgemäß erfüllt hatte und die jetzt seine einfache, kindhafte Seele mit Schaudern erfüllten.

Und das Warum erhob sich als Frage riesengroß.

Ja — er wollte die Leute heil in die Heimat führen. Was scherte ihn noch die Pflicht dem Vaterlande gegenüber! Er hatte bis zum heutigen Tage diese Pflicht erfüllt. Er liebte die Heimat, das Land, wo er geboren war, die Berge, die Wälder, die Menschen, die dort lebten. Dorthin gehörte er jetzt, was stand er hier noch auf fremdem Boden?

Und sein Hannes? Der Sohn, der auf ihn wartete? Eine Welle der Sehnsucht flutete auf und riß den starken Menschen aus diesem grübelnden und selbstquälerischen Denken.

Zurück — um jeden Preis! Es war beschlossen!

*

Um drei Uhr morgens gingen sie: der Ladenhausen, der Kralizek, der Rottenmanner mit dem Ungarn. Der Zinner blieb. Die Kaverne war gefüllt. Keine Patrone, kein Gurt, kein noch so bedeutungsloses Kriegsmaterial — nichts — nichts blieb draußen zurück. Im Eingangsschlauch hatte er die Sprengladung vorbereitet: zwanzig Kilogramm Dynamit und mehrere geballte Ladungen von Handgranaten. Den Eingang hatten die Leute noch mit Brettern, Balken und Felsenstücken verrammelt und verkeilt.

Die kleine Menschengruppe stieg über den mit alten und neuen Geschoßeinschlägen gespickten Saumweg gegen die Bonato ab, da donnerte hinter ihnen die murrende Stimme der Explosion. Sie blieben stehen, wandten sich und schauten. Aber droben blieb alles dunkel. Nach einer Weile kam eine lange Gestalt hinterhergehetzt. Der Zinner. Er sprach nichts und schloß sich wortlos an.

Fertig! Jetzt war es hier oben wirklich zu Ende.

Die Frenzellaschlucht nahm die Leute auf. Leise klirrten die Bergstöcke, und die Genagelten knirschten auf Fels und Gesteinsbrocken. Die Front gegen die Grappa zuckte im Lichte der italienischen Scheinwerfer und der farbigen Leuchtraketen. Auch die feindlichen Batterien wurden lebendig, und sausend kamen die schweren Stahlgranaten die Schlucht entlang.

„Dös is a Waffenstillstand?“ knurrte der Ladenhausen. „Du, Rottenmanner, i hab 'immer g'hört, daß bei an Waffenstillstand die Schießerei aufhören tut. Aber die Walischen möchten uns halt gern no ans aufipelzen — akarat, als ob s' es riechen, daß ma abisteigen!“

Eine Stunde — zwei — drei — vier Stunden.

Die Gebirgsmenschen hatten den Abstieg mit gleichmäßig schnellen und doch bedächtig hingesetzten Schritten vollbracht. Es war keine Kleinigkeit, beim Stockdunkel den schmalen Saumpfad nicht zu verlieren. Das Gepäck des jungen Ungarn trug der Zinner. Meszlényi keuchte, und die Beine taten ihm weh. Der Rottenmanner, der den Jungen die letzten schweren Steilhänge führte, stützte ihn sorgsam. Endlich wurde die Felsennadel, die den Ausgang in das Brentatal anzeigte, passiert.

Graudämmerung begann den kommenden Tag anzuzeigen. Auf der Straße ging es leichter, obzwar diese den Namen einer solchen kaum noch verdiente. In die einst glatte Straßendecke waren zahllose Geschoßeinschläge jedweden Kalibers eingebohrt, die zu umgehen oder zu überklettern waren. Die Mannschaften stolperten vorwärts in der Richtung der Brentabrücke.

Wieder eine Stunde . . .

Der Tag kam, Licht kam und damit die Möglichkeit, rascher zu marschieren. Der Rottenmanner führte. Als letzter der Kadett, erschöpft vom langen Marsch. Und der Zinner neben dem Jungen.

In der Ferne sah man die große Sepertine auf die Sieben Gemeinden hinaufklettern. Da und dort gingen einzelne Leute in der Richtung auf Primolano zurück, das Gros der Front aber mußte schon lange abgebröckelt sein. Die verdeckten Batteriestellungen im Brentatal waren verlassen, Material lag in Haufen, Geschoßkisten zu Hunderten umher. Leere Munitionswagen standen da und zeitweise ein rohrgesprengtes Geschütz. Die Öde und das Grauen der Zerstörung, der Verlassenheit lag über der trostlosen Landschaft.

Murrender Donner und einzelne Geschützschläge klangen aus der Richtung Primolano. Wurde dort noch gekämpft? Stumm gingen die Leute — was hätten sie auch reden sollen? —, stumm und hastig. Das Individuum wollte hinweg von diesen grauenvollen Stätten. Die Karabiner hatten sie umgehängt, die schlaffen Rucksäcke drückten nicht, und am Leibriemen baumelten die gesicherten Handgranaten.

So gingen die fünf wie Gespenster durch den Morgen. Der Hund lief voraus, witternd, mit hängender Rute.

*

Der Morgen war licht und sichtig. Toni Rottenmanner wandte sich, um die Straße zurück einen Blick gegen den Feind zu tun.

Zwei große Staubfahnen wehten über der zerschossenen, kalkigen Straße. Der Toni blieb stehen, hob das Fernglas und sah, daß zwei große, staubbedeckte Autos — mit einer Art Blechkuppel vorne — von dort hinten gegen die Brentabrücke herankamen. Eigene Panzerwagen? Unmöglich! Also der Feind! Der Feind, mit dem man gestern Waffenstillstand geschlossen hatte. Die Leute hatten die Brücke passiert und hasteten auf der Straße nach Primolano weiter.

„Tuts enk beeilen, Leut!“ mahnte der Rottenmanner. „Dort hinten wartet der Florl . . . J glaub', mir müssen in die Straßengräben.“

Er sprang in den tiefen Graben und eilte weiter. Der Toni hatte plötzlich ein ungutes Gefühl. Er sah sich um. Die beiden Wagen mühten sich, über die schwerbeschädigte Straße zu kommen.

„Viertausend Meter“, murmelte der Toni, „noch viertausend Meter . . .“

Dann kam ein Stück zerschossenen Grabens, die fünf mußten wieder heraus und auf die Straßendecke. Der Wenzel Kralizek schob sich an den Rottenmanner heran und sagte leise: „Toni — du, Toni — da geht was schief!“

Der spähte beunruhigt nach einer Deckung, aber die war nirgends zu finden. Das angrenzende Feld rechts und links glatt und mit kleinen Steinbrocken übersät. Bis an die Berglehne waren es mehr als tausend Meter über eingesehenes und — eingeschossenes Terrain. Also vorwärts — weiter!

Vielleicht irrte er sich. Es war doch Waffenstillstand! Aber die kriegsgewohnten Nerven waren fein und vorfühlend. Er wußte: Jetzt kam etwas, dem er nicht gewachsen war.

Der Ladenhausen nahm die Pfeife aus dem Munde, spuckte aus und sagte zögernd: „Leut — vielleicht hätt' ma doch dö zwa G'wehrln mit abinehmen soll'n.“

Der Zinner sagte nichts.

Der Hund lief beunruhigt rechts und links über die staubweiße Straßendecke.

Das Tal engte sich, die Felsen traten langsam heran, und links oben lief der gegen den Abgrund mit gehäuften Steinbrocken gesicherte Rand der untersten Serpentine. Sie überhöhte das Brentatal um etwa hundert Meter.

Die fünf begannen zu laufen. Nur der Hund blieb stehen, drehte sich knurrend und fletschte die Zähne.

Den Männern saß eine bisher unbekannte Furcht im Genick. Die jagte sie vorwärts, blindlings, kopflos! Keuchend blieb der Rottenmanner stehen, ließ die Leute an sich vorbei, hob das Glas und spähte. Die beiden Kraftwagen hatten sich über die zerrissene Straßendecke bis an die Brücke durchgekämpft. Die Entfernung betrug nach der Schätzung des Korporals fünfzehnhundert Meter. Jetzt sah er auch, daß die beiden Fahrzeuge keine ausgesprochene Panzerung trugen. Nur vorn standen zwei Schutzschilde mit Schlitzen. Er kannte diese Schilde. Zwei Maschinengewehre wurden so gegen frontalen Schuß gesichert. Er sah auch Leute in den Wagen — etwa fünfundzwanzig Mann auf beiden. Und einer, der stand und sah durch das Fernglas gerade auf ihn, den Rottenmanner.

Aber — es geschah nichts. Die Wagen fuhren langsam über die Brücke und bogen gegen Primolano ein, die Abzweigung nach Feltre überfahrend.

Der Rottenmanner hatte das Gefühl, daß diese zwei Wagen ihn und seine Leute jagten. Nicht hitzig — nein — sondern spielerisch, überzeugt, daß sie sich die fünf Mann immer holen könnten. Er ging rasch hinter den Seinen her. Die Augen des besorgten Mannes musterten rechts und links von der Straße das steinige Feld. Vor sich auf der rechten Seite, glaubte er Steinhaufen, Aufwürfe zu sehen. Das mußte eine Geschützstellung sein . . .

Und er lief, die Gruppe durch Zuruf und Wink steuernd, der Deckung zu, die etwa dreihundert Meter von der Straße abseits lag, verlassen und einsam.

In diesem Augenblick wurde die Luft mit schnalzendem, zwitscherndem, pfeifendem und singendem Geräusch erfüllt. Die Leute liefen um das Leben, über Steine und Felstrümmer stolpernd, mit hämmernden Schläfen. Hinter ihnen tanzte, kleine Kalkwölkchen aufwirbelnd, die geschlossene Garbe des verfolgenden Maschinengewehrfeuers. Rottenmanner lief, ohne sich umzusehen. Vor ihm rannte der Kralizek in hopsenden Sprüngen, indes der Mathes Ladenhausen mit seinen Bergschuhen wie ein toll gewordener Stier dahinsauste. Dann kam der Toni, dahinter der Kadett, Seite an Seite mit diesem der Zinner. Der machte ein gleichgültiges Gesicht. Die andern liefen — nun, da lief er eben mit. Notwendig schien es ihm nicht zu sein. Der Hund trabte am Schluß, blieb zeitweise stehen, wandte sich und bellte wütend. Mitten im Sprung blieb der Rottenmanner stehen. Ein greulicher Fluch des Zinner hatte ihn auf den Boden genagelt. Er wandte den Kopf und sah gerade noch, wie der Peter den zusammenstürzenden Körper des Ungarn auffing, ihn aufhob wie ein Wickelkind und dann in großen Sprüngen herankam.

„Was is?" schrie der Rottenmanner.

„Weiß net", schrie der Zinner zurück. „Verdammt, den Bub'n hat's erwischt!"

Die vier stürzten weiter, der Zinner mit dem reglosen Körper in den Armen, dessen Last er gar nicht zu spüren schien. Endlich warfen sie sich keuchend hinter dem Schutzwall der Batteriestellung auf den Boden nieder. Über sie prasselte das Feuer der italienischen Maschinen. Der Kralizek riß sein Verbandspäckchen aus der Tasche und öffnete die rotgesprenkelte Bluse des Angeschossenen. Der rechte Arm war unterhalb des Schultergelenks durchschlagen, blutete stark, aber die Hauptschlagader schien nicht verletzt. Der Junge lag in Ohnmacht. Als er zu sich kam, war er regelrecht verbunden, und der Kralizek hielt ihm ein Fläschchen mit Enzian — wo der den wieder her hatte? — unter die Nase.

„Trink, Buberl!" sagte er gutmütig, „dös is was für so an Schreck!"

(Fortsetzung folgt.)

Sonne, Mond und Sterne in Sage und Märchen.

Von Richard Thassilo Graf **von Schlieben.**

Daß der funkelnde Glanz der Gestirne schon seit uralten Zeiten die Phantasie der primitiven Menschen in höchstem Maße beeinflußt hat, ersehen wir am deutlichsten aus den uns so zahlreich überlieferten Sagen und Märchen über Sonne, Mond und Sterne. — Waren doch diese strahlenden und gitzernden Leuchten des Himmels so recht dazu angetan, teils als beglückende oder strafende Gottheiten, teils als menschenähnliche Wesen angestaunt und verehrt zu werden.

Vielfach gelten Sonne und Mond als ein Ehepaar, dessen Glück aber, durch Eifersucht zerstört, nur von kurzer Dauer war. So erzählt z. B. ein uraltes Lied aus dem Memelgebiet: „Der Mond, der nahm die Sonne. Da war der erste Frühling". Es wird ein prachtvolles Hochzeitsfest geschildert, bei dem die Erde zum erstenmal ihr lichtes, grünes Festkleid anlegt und sich mit tausend farbenreichen Blumen schmückt. Aber ach: „Der Mond gewann die Fee des Morgensterns lieb". Seitdem gehen Sonne und Mond getrennt ihre Himmelswege. Wenn sie sich aber einmal begegnen (bei besonders frühem Aufstieg des Mondes), erglüht die Sonne rot vor Zorn über den Ungetreuen — in Schmerz und Scham über ihr Unglück. Und auch der Mond ist gramerfüllt, was sich deutlich in seiner Bläße ausspricht.

Eine Variante dieser Sage, welche aus Süddeutschland stammt, erzählt, daß die beiden ihre Trennung bereuen und sich wieder zu versöhnen suchen. Das sind die Tage, in denen der Mond unsichtbar ist. Aber bei dieser kurzen Begegnung kommt es nicht zu der von beiden Teilen gewünschten Versöhnung, weil sie das rechte Zauberwort nicht finden können, das Groll und Bitterkeit aus ihren Herzen löschen würde.

Über die Entstehung der Himmelsgestirne gibt uns die Edda verschiedene Erklärungen. Die älteste erzählt: Der Beherrscher der Welt gab seiner Tochter, der Nacht, und seinem Sohn, dem Tag, je einen Wagen und ein Roß, damit sie über den Himmel fahren könnten. Das Roß des Tages heißt „Glanzmähne" (Sonne), das Roß der Nacht heißt „Reifmähne", das ist der Mond. Wenn Reifmähne in den Zügeln knirscht, fällt sein Schaum auf die Erde. Das ist der Tau.

Eine andere Sage erzählt von einem Manne, der einen Sohn und eine Tochter hatte, die er Manie (Mond) und Sol (Sonne) nannte. Aber der Vater erregte durch diese Namensgebung den Zorn der Götter, welche diese Benennung der Kinder mit den Namen der Himmelsgestirne als eine Anmaßung empfanden. Sie raubten daher die Kinder, die nun die Rosse der Himmelsleuchten führen müssen: Die Pferde der Sonne heißen Frühwach und Allgeschwind. Manies Rosse sind Vollmond und Neumond.

Wenn schwarze Wolken über den Mond gehen, versucht der verfolgende Fänris-Wolf ihn zu verschlingen. Auch der Sonnenwagen wird von zwei Wölfen Skoll und Habi verfolgt. Es ist ihnen aber bisher nicht geglückt, die Sonne zu fangen. Wenn ihnen dies aber einst gelingen sollte, und Managarmr, der Mondhund, den Mond verschlingt, dann stürzt die Welt in Trümmer.

Über viele Nationen und viele Himmelsstriche verbreitet finden wir auch die Sage vom Mann im Mond, der die schwarzen Flecke in der Mondscheibe erklären soll. Bald ist es ein Dieb, der Holz, Reben oder Kohl gestohlen hat und zur Strafe dafür auf ewig in den Mond verbannt ist, bald eine Spinnerin, welche durch ihre Arbeit den Sonntag entheiligt hat oder dem Befehl der Mutter entgegen nicht zeitig genug aus der Spinnstube heimkehrte. Manche Völker glauben, eine Kröte, ein Kaninchen oder einen Hasen im Mond zu sehen. Und eine Sage aus Sylt berichtet sehr interessant von einem Manne im Mond, der irgendwelcher Sünde wegen dazu verdammt ist, Wasser aus dem Meer zu schöpfen. Das ist die Flut. Wenn er sich eine Weile aufrichtet, um vom Schöpfen auszuruhen, dann tritt die Ebbe ein. Die primitiven Menschen suchten sich auf diese Weise die rätselhafte Tatsache von Ebbe und Flut zu erklären und hielten die Anziehungskraft des Mondes, infolge seines Einflusses auf das Wasser, für stark genug, auch Menschen oder Tiere zu sich heraufziehen zu können. So zieht er in den Märchen der Wasserkant auch Menschen herauf, die ihn beleidigen, indem sie ihm etwa mit erhobener Hand drohen oder gar Wasser nach ihm gießen, um sein Licht auszulöschen.

Hier beginnt schon der Glaube an das böse Prinzip des Mondes — an das Trügerische seines Schimmers. Denn man kann ebenso gut schwarze wie weiße Magie mit ihm treiben. Und er kann ebenso gut allerlei Krankheiten heilen, wie dieselben verschlimmern. In seinem Licht tanzen die Waldelfen, geführt von Puck, und treiben ihren Schabernack — hüpfen die Irrlichter über die verderblichen Sümpfe — fahren die Hexen und Zauberer zum Blocksberg. Aber warum unsern guten Mond für dieses Treiben verantwortlich machen! Wir wollen ihn lieber weiter als den guten Mond betrachten, als welcher auch von der ihm treulich folgenden Schar der Sterne, im direkten Gegensatz zur Sonne, gefeiert wird. So heißt es von ihm: „Als die Sonne begann ihren feurigen Ritt — ihren feurigen Ritt um die Welt, da riefen die Sternlein: „Wir kommen mit auf den feurigen Ritt um die Welt." Doch die Sonne sprach: „Ihr bleibt mir zu Haus! Ich brenn euch sonst ja die Äuglein aus auf dem feurigen Ritt um die Welt." Da gingen die Sternlein zum guten Mond und sprachen: „O du, der auf Wolken thront, laß uns bei dir sein. Dein milder Schein verbrennt uns nimmer die Äuglein!" Und er nahm sie! — Nun gehen sie mit, wenn der Mond aus den Wolken tritt."

Mit der Opiumstreife unterwegs.

Schmuggler in Ketten. — Kinder zum Verbrechen gedrillt. — Die 200 000 Dollar der Opiumhexe.

Von H. Ryther-Schanghai.

Im Hafen von Schanghai wurde ich — ein seltenes Entgegenkommen für einen Ausländer — auf ein Schiff geführt, das eben von der Opiumstreife besetzt war. Vom chinesischen Kapitän bis zum letzten Lastenträger lag alles in Ketten. Soldaten und Polizei durchwühlten die Räume, man fand viele Säckchen und Kanister mit Rauschgift, das von dem alten, morschen Jangtsefahrer in das Innere des Landes geschmuggelt werden sollte. Darauf wurde die achtundzwanzig Mann starke Besatzung, jedesmal zu vieren aneinander gefesselt, in das Staatsgefängnis abgeführt.

Auf Grund der neuesten Verordnung der Nanking-Regierung, die in diesen Wochen den Kampf gegen die Opiumseuche mit verdoppelter Energie aufgenommen hat, dürfte es keine lange Verhöre für die Verhafteten geben. Sie müssen laut Gesetz zum Tode verurteilt und hingerichtet werden. Darüber hinaus bedroht das drakonische Juni-Dekret der Zentral-Regierung auch die Opiumraucher selbst mit dem Tode. Eine letzte Chance ist den Süchtigen gegeben; sie können die Entziehungskur in irgend einer Heilanstalt durchmachen. Bei der Entlassung brennt man ihnen ein Mal auf den Körper. Werden die so Gezeichneten rückfällig, gibt es keine Rettung mehr vor dem Strang.

Alle Zeitgenossen, die China gut gesinnt sind, verstehen, wie notwendig es ist, der furchtbaren Geißel Einhalt zu gebieten, die nicht nur in den Städten und an den Hafenplätzen, sondern auch auf dem flachen Lande, hauptsächlich in den von Überschwemmung und Hunger betroffenen Provinzen, Hunderttausende von Opfern fordert.

In der letzten Zeit bedienten sich die Schmuggler für ihren Zubringerdienst der Kinder armer Reisbauern. Die Kleinen, den in schlimmste Not geratenen Eltern abgekauft, wurden auf Schiffen oder in sicheren Landverstecken regelrecht abgerichtet. Besonders Mädchen von vier bis neun Jahren erwiesen sich als sehr gelehrig. Sie hatten die wenigsten „Unfälle“ und brachten die kostbare Ware sicher an die Mittelsmänner oder unmittelbar an die Verbraucher in den Opiumhöhlen. Wurden die jugendlichen Pascher erwischt, so verrieten sie selten ihre Auftraggeber. Da es überdies nur in den wenigsten Fällen gelang, die Eltern ausfindig zu machen, blieb den Behörden nichts anderes übrig, als die mißbrauchten Kinder in Pflege zu nehmen.

Auf dem Jangtse, der von der Mündung bis in den hintersten Winkel der Provinz Hupei schiffbar ist, schwimmen förmliche Opiumflotillen, die gewöhnlich unter dem einheitlichen Kommando eines erfahrenen Piraten stehen. Kommen überraschend Kontrollen an Bord, so hat man Steinkohle oder Reis oder Strohbänder geladen, nur kein Rauschgift. Erst wenn die sorgsam angebohrte Kohle zerschlagen und zerstampft ist, findet sich das Opium. So ein Schmugglerkapitän beschäftigt Hunderte von Helfershelfern. Um das Wagnis auf ein Mindestmaß herabzuschrauben, gelten für jeden neuen Anlegeplatz bestimmte Winkzeichen, die nur Eingeweihten verständlich sind. Dennoch kommen die Behörden über kurz oder lang hinter die Schliche der Piraten, die sich nur bei völliger Überrumpelung freiwillig fügen. Meist gibt es regelrechte Gefechte mit dem Militär oder der Polizei. Kürzlich wurde auf der Höhe von Tschischou eine Opiumflotille gestellt, die der amtlichen Jangtsestreife mit Kanonenfeuer begegnete. Sieben Stunden dauerte der wechselvolle, auf beiden Seiten verlustreiche Kampf, ehe die Banden schließlich überwältigt werden konnten. Manchmal erleben die Jagdstreifen der Regierung in ihrem schweren Dienst auch so etwas wie Humor. Machte sich da eines Tages ein Jangtse-Schiff dadurch ungemein verdächtig, daß es trotz Aufforderung kein Signal setzte und auch sonst wie ausgestorben schien. Bei näherem Zusehen entdeckte man, daß die Schmuggler, nachdem sie den Kapitän gefesselt über Bord geworfen, die Opiumkassetten erbrochen hatten, und nun im Rausch auf dem Schiff herum lagen. Lediglich die vier Heizer waren nüchtern geblieben. Alle anderen „Genießer“ konnten mühelos überwältigt werden.

Grauenvolle Bilder bieten überall im Lande die Höhlen der Rauschgiftsüchtigen. Man trifft da Räume über und unter der Erde, in denen Greise und Jugendliche, Männer und Frauen mit verglasten Augen, ohne sich zu rühren, tagelang beieinander hocken.

Nicht selten verfallen die Raucher in wilde Raserei. Dann werden sie von den Wächtern, die niemals eine Opiumpfeife anrühren, beiseite geschafft — erdrosselt, damit unliebsames Aufsehen unterbleibt. Manchmal kommt es vor, daß die heimlichen Gäste eines „Klubs“ mitten im Rausch von Banditen überfallen und bis aufs Hemd ausgeplündert werden. In der Nähe von Wutschang verhafteten die Behörden eine 85jährige Frau, die in der ganzen Provinz Hupei als „Opiumhexe“ berüchtigt war. Man fand in einem Versteck ihrer Behausung mehr als zweihunderttausend Dollar in Silber. Die Alte betrieb den Opiumschmuggel seit vierzig Jahren so geschickt, daß ihr bisher nie etwas nachgewiesen werden konnte. Sie hat jetzt aus dem Gefängnis letztwillig gebeten, ihr Vermögen — auch das noch nicht aufgefundene — den Reichsanstalten zur Heilung Süchtiger überweisen zu dürfen.



Bunte Chronik



Ein Standbild für die Jungfrau von Orleans in Rom.

Im Laufe des nächsten Jahres soll in Rom ein Standbild für die Jungfrau von Orleans errichtet werden. Der italienische Bildhauer Maxime Real del Sarte, der Präsident der „Compagnons de Jeanne d'Arc“ hat dem Duce ein von ihm vor längerer Zeit geschaffenes Standbild „Jeanne d'Arc auf dem Scheiterhaufen“ angeboten, das derzeit auf dem Marktplatz von Rouen steht. Das Angebot ist von Mussolini angenommen worden, und er hat bereits bestimmt, daß die Plastik am Fuße des Hügels Aufstellung finden soll, wo sich das Dreifaltigkeitsdenkmal befindet, und zwar in einer besonderen leerstehenden Nische, die aus der Zeit Ludwigs XIII. stammt und mit dem französischen Wappen geschmückt ist. Am 21. April, dem Jahrestage der Gründung Roms, soll aller Voraussicht nach die Einweihung des Standbildes stattfinden. Man beabsichtigt sogar ferner, eine Straße in Rom nach der Jungfrau von Orleans zu benennen.



Lustige Ecke





„Emma, ich lege Wert darauf, daß Sie sich korrekt aufführen. Nehmen Sie dies Buch über Takt und Anstand und studieren Sie es genau in den ersten acht Tagen!“

Emma: „Das tue ich sehr gern, können gnädige Frau es aber so lange entbehren?“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p. beide in Bromberg.